

Marine

2. Februar 1941

Tag der Einstellung bei der Kriegsmarine in der 10. Schiffsstammabteilung in Wesermünde- Lehe.

Von Vater, Mutter und den Geschwistern, die noch zu Hause waren, wurde ich verabschiedet. Mein Bruder Ferdinand war gleich am ersten Tag des Krieges in die Caprivi Kaserne einbestellt. Meine Mutter wird sicher manche heimliche Träne vergossen haben.

Ich in meinem jugendlichen Ungestüm habe alle Fragen den Krieg betreffend erst einmal hintangestellt. Ich hatte mich ja freiwillig gemeldet. Mit einem Freifahrtschein der Eisenbahn fuhr ich vom Hauptbahnhof Osnabrück los in die „weite“ Welt. Mein Vater hatte mich am Bahnsteig verabschiedet.

Meine Neugierde war riesengroß. In Bremen stieg ich um in den Zug nach Cuxhaven. In Wesermünde- Lehe war laut Schein die Fahrt zu Ende. Außer mir stiegen noch mehrere Männer mit Koffern aus. Ein Matrosengefreiter stand am Ausgangsportal und rief in Abständen: „10. S. St. A. zu mir!“

Ich stellte mich bei dem Haufen an und wartete bis niemand mehr dazu kam. Der Matrosengefreite rief die Namen auf. Jeder hatte mit „hier“ zu antworten.

Dann sagte er ganz beiläufig: „Koffer aufnehmen und folgen!“

Lässig, wie alle es gewohnt waren, nahmen wir den Koffer und gingen hinter ihm her. Darauf schien er nur gewartet zu haben.

„Sauhaufen! In Dreierreihe angetreten, Marsch, Marsch! Rechts um, im Gleichschritt Marsch! Wir werden euch die Hammelbeine schon noch lang ziehen!“

So ging es, wie wir alle es ja eigentlich schon in der Hitlerjugend gelernt hatten, im Gleichschritt zur „Kiautschou“ Kaserne in Wesermünde. Hier wurden wir vom Unteroffizier des Heeres in Empfang genommen. Noch in Zivil wurden die Räume zugewiesen, der Koffer im Spind abgestellt und verschlossen. Ein Vorhängeschloss war mitzubringen.

„Alles raustreten! Absetzer, Pütz und Feudel in Empfang nehmen, Reinschiff ist angesagt.“ Jetzt stand ich da. Was konnte ich mit diesen Ausdrücken anfangen?

Absetzer = Schrubber

Pütz = Eimer

Feudel = Aufnehmer

Wenn man nicht wie ein Trotteln wirken wollte hieß es, sich schnell auf die neue Situation einzustellen. Kein Problem, anschließend mit dem Unteroffizier zur Bekleidungskammer, Klamotten empfangen. Der Kammerbulle, ein älterer Feldwebel, und zwei Obergefreite gaben das Zeug aus.

„Schröder!“

„Hier!“

Ran an den Tresen. Mir wurde eine Liste gegeben, an Hand derer ich meine Einkleidung abhaken musste: Seesack, 1x Drillich, 1x Grau mit Mantel und Stiefel, 1x

Weiß, 1x Blau mit Mütze und Band, Kolani und Hemd, 1x Schnürschuh, 1x Segeltuchschuhe, 3x Unterwäsche (Hemden und Unterhosen), 1 Schuhkasten, 3 Handtücher, 1x Essgeschirr, 1 Stahlhelm, Sportzeug und Gasmasken. Fertig, der Nächste. Mit all diesen Klamotten zurück auf die „Bude“ wie ein Ostpreuße sagte.

Dann wurde der Spind eingeräumt. In der linken Seite war das Hängefach in dem unten die Stiefel standen, in der rechten Seite waren all die Fächer für Wäsche, Kragen, Mützen, Toilettenartikel, ein Fach (abschließbar) für persönliche Wertsachen, unten wurden Schuhkasten und diverse Schuhe untergebracht.

Beim Belegen der Betten war ich zu langsam gewesen. Es war nur noch eins zu vergeben, in der dritten Etage. Das hat sich im Winter als Vorteil herausgestellt. Die Wärme und der Mief zogen nach oben unter die Decke und beim Bettenbauen guckte der Unteroffizier nicht so genau hin, während unter mir oft die Bettenform beanstandet wurde.

Am anderen Morgen um acht Uhr: „Alles raustreten! In grauer Uniform.“

Bei der Einteilung kam ich in den ersten Zug, 30 Mann. Mit meinen 1,80 Metern war ich für die Zeit schon groß. Nun, die acht Wochen Grundausbildung, wie es hieß, gingen herum, mit einigen Höhepunkten. Der Erste war beim Schießen mit Karabiner. Auf einem Schießstand außerhalb der Stadt gelang es mir bei drei Schuss auf 150 Metern stehend freihändig, von 36 möglichen Ringen 35 zu erzielen. Das war ein Auflauf. Der Leutnant, unser Zugführer, ließ sich gleich das Gewehr reichen und probierte es aus.

Ich jedenfalls wusste gar nicht, dass ich so gut treffen konnte. Er, der Leutnant ließ mich zu sich kommen, gab mir 40 Zigaretten und für den Nachmittag frei.

Der Zweite war: beim Gerätesport machte uns der Unteroffizier einen freien Überschlag vom Trampolin über den hohen Tisch vor. Und das in voller Montur. Von dem ganzen Zug machten ihm das nur vier Matrosen, die wir waren, nach. Ich dabei (Kromschröder Frühsport lässt grüßen).

Der dritte war Schwimmen, als DLRG Leistungssportabzeichenträger konnte mir keiner etwas vormachen.

Wenn ich auch kein guter Soldat war, diese Punkte hatten beim Umgang mit den Vorgesetzten doch ihre Vorzüge.

Zu erwähnen wäre noch, dass zu der Zeit der Dampfer „Bremen“ am Kai in Wesermünde lag. Eines Nachts gab es viel „Hallo“ in der Kaserne: Die Bremen brannte. Ohne Einwirkung von außen war bei Schweißarbeiten der Brand ausgebrochen. Alles Löschen half nichts, der Dampfer musste auf Grund gesetzt werden.

Zum ersten April habe ich dann Wesermünde verlassen und war mit Marschorder nach Aurich, in die 1. Kompanie der Marinefunkschule versetzt worden. „Aurich du Grab meiner Nerven“ hieß es allgemein bei der Marine.

Ich hatte mich doch freiwillig zur Funklaufbahn gemeldet, also war ich jetzt da wo ich schon immer hin wollte. Meine graue Infanterieuniform hatte ich bereits abgegeben und das Drillchzeug auch, dafür hatte ich ein zweites weißes Päckchen erhalten, zum Wechseln im Schuldienst.

Die Herren Oberfunkmeister, die der FT- Kompanie vorstanden sahen hier anders aus. Im besten Dress ließen sie sich morgens von den FT- Maaten Meldung machen, gaben die Tagesparole aus und wurden anschließend nicht mehr gesehen. Die FT- Maaten waren als Lehrer eingesetzt.

Rückblickend war ich das zweite Mal auf Reisen, das erste mal mit Seesack. Dieses Ungetüm wurde mit zwei Haltegurten über beide Schultern getragen. War man im Zug, wurde er einfach zur Seite gestellt. Das Segeltuch mit dem verstärkten Boden hielt schon allerhand Knüffe aus.

Wieder über Bremen, dieses mal Oldenburg, Leer, Emden nach Aurich. Da ich nicht der einzige war, wurden wir am Bahnhof abgeholt. In der blauen Uniform ohne jegliches Abzeichen war ich jetzt einfacher Matrose. Mit Stiefeln, halben Schlag, d.h. die Hose bis auf halber Höhe der Stiefel umgeschlagen, zogen wir los Richtung Schule.

Die Schule lag an der Ausfallstraße nach Wittmund, rechter Hand. Der Maat meldete uns bei der Torwache an. Ein Oberfeldwebel von der Marineinfanterie, dem die Bewachung des Schulgeländes oblag, kam mit einer Namensliste heraus. Wir standen in Reihe angetreten vor der Wache und harreten der Dinge die dann kamen.

Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Dem Alphabet nach wurden die Namen der Matrosen aufgerufen und zugleich die Kompanienummer dazu. (A,B,C ... usw.)

Matrose Schröder, 1. Kompanie. Als alle aufgerufen waren, ging der Maat mit uns zu den einzelnen Gebäudekomplexen. Ich hatte es nicht weit. Schräg über die Straße, schon war ich da. Jeweils in U- Form waren die einzelnen Kompaniegebäude mit der Öffnung des U zur Straße angelegt. I., II., III. links, dann kam das Wirtschaftsgebäude mit der Messe anschließend rechts der Straße IV., V., VI.

Beim Maat vom Dienst wurde gemeldet, dieser ging mit mir zu einem Wohnraum in der ersten Etage. Dieser war jeweils für acht Personen konzipiert Vier Doppelbetten übereinander, acht Spinde, ein Tisch zum Schreiben und vier Stühle hatten in dem Raum Platz.

„Achtung!“, die Leute, die bereits im Raum anwesend waren, standen in „hab Acht“ Stellung. Der Maat: „Weitermachen.“

Ich war der vierte oder fünfte angehende Funker. So nach und nach trudelten alle ein. Um 16.00 Uhr hieß es: „Die ganze Kompanie auf dem Hof antreten“

Der Kapitänleutnant begrüßte die Kompanie. Danach hatte der Hauptfeldwebel das Sagen. Anschließend gab noch ein Oberfunkmeister seine Anweisungen. Die Maaten versammelten daraufhin ihre FT- Schüler durch Namensaufruf hinter sich, sodass nach kurzer Zeit alle Neuen wussten wie der Hase lief.

„Wegtreten“

Auf „Bude“ wurde erst einmal Bekanntschaft geschlossen. Aus allen Gauen des Großdeutschen Reiches waren die Matrosen versammelt. Freiwillig wie ich waren nicht alle. Wie sich im Laufe der Zeit herausstellte sind dann auch nicht alle Funker geworden.

Wie schon in Wesermünde wurde jeden Abend durch die Backschaften vom Dienst bei der Runde des UVD die Stube abgemeldet. War ich an der Reihe, hatte ich morgens für Kaffee zu sorgen. Über Lautsprecheranlage in jeder Stube gab der UvD Befehl: „Backschaften raustreten“, dann schnappte ich mir die Kaffeekanne, die drei bis fünf Liter fasste und lief zum Wirtschaftsgebäude, wo in der Messe der Kaffee ausgeschenkt wurde.

Mittags hatte ich dann dafür zu sorgen, dass die Stubenbesatzung ihr Essen bekam. Das heißt, ich musste sie am Tisch bedienen und nebenbei zusehen, dass auch ich selbst zu meinem Recht kam.

Abends musste ich aufklaren wenn alle in der Kojen lagen und bei der Runde des UvD die Meldung machen: „Achtung! Stube acht vollzählig, ein Eimer Wasser, Sand und Feuerpatsche vorhanden, keine besonderen Vorkommnisse.“

Der Backschaftsdienst wechselte täglich.

Die Zeit dazwischen war dem Lernen vorbehalten. Da gab es den Hör- und Gebesaal, dann für Allgemeinunterricht die sogenannte Hipperstation. Eine Sendestation, dem schweren Kreuzer Hipper nachempfunden, mit einer riesigen Senderöhre. Wenn sie einmal in Aktion trat, war immer ein großer Lichtbogen zu sehen.

Sport wurde auch groß geschrieben. Der Sportplatz befand sich hinter dem Wirtschaftsgebäude gegenüber den Gebäuden der Kompanien IV, V und VI. Mein sportliches Vorbild war der 400 und 800 Meter Rekordläufer Rudolf Harbig. Jede freie Stunde war ich auf dem Sportplatz und drehte meine Runden. Meine beste Zeit über 400 Meter belief sich zu der Zeit auf 62 Sekunden.

Hören und Geben

Das A und O im Funkdienst nahm beim Unterricht die meisten Stunden ein. In dieser Disziplin war ich einige Schritte voraus. Zwei oder Drei hatten nebst mir auch bereits Vorkenntnisse im Funkdienst. Es war jedoch vorgegeben, dass alle bei Null anfangen.

Wiederholung ist die Mutter aller Künste. So nach und nach begann dann das rees-Hören. Tempo 20, 40, 50, 60, 70. Da ich seit meiner Gesellenprüfung, am gleichen Tage hatte ich mein Seesportfunkzeugnis gemacht, keine Praxis im F.T.- hören mehr hatte, musste ich mich ab Tempo 50 jetzt wieder auf die Morsezeichen konzentrieren.

Ich hatte bald meine alte Sicherheit wiedergefunden. - Pluspunkte beim Ausbildungsmaat!

Hochfrequenztechnik

Volt, Ohm, Milliampère, Widerstände, Spulen, Spannungsteiler, Verstärker, Anoden, Kathoden, Sende- und Empfangsröhre und dergleichen mehr.

Werkzeugmacher hatte ich gelernt, jetzt bekam ich noch eine zweite Ausbildung.

Es war um den ersten Mai, da bekam ich Besuch durch meinen Freund Josef Hafer. Er war einen Monat später eingezogen als ich und somit auch entsprechend später in Aurich. Sehen konnten wir uns höchstens an Sonntagen. Einmal gab es für die ganze Schule Scharlachquarantäne. Mir machte das nichts aus. Ich war kein toller Tänzer um Sonntags im Tivoli mit den Arbeitsmädchen zu schwafeln. Die Bücherei im Hauptgebäude war mir Unterhaltung genug.

Die Ausbildung ging ihrem Ende entgegen. Doch einmal hat man uns die Beine noch richtig lang gemacht.

10000 Meter Lauf war angesagt. Keiner, außer den Leuten auf dem Revier, konnte sich ausschließen. Zugweise wurde im Sportzeug angetreten. Jeder bekam eine Startnummer und los ging es. Ich dachte, das schaffst du doch mit Links, hatte aber nicht bedacht, dass 10000 Meter etwas anderes ist als immer nur 400 Meter zu laufen.

Na, erst einmal zum Haupttor hinaus auf die Straße nach Sandhorst, hier bog die Strecke ab nach Tannenhausen. Zuerst ging es locker voran. Bis zum Kehrpunkt hatte ich schon langsamere überholt. Plötzlich, bei 7000 Meter wollten meine Beine streiken. Langsam bin ich erst weitergegangen und wurde jetzt von anderen überholt. Nach einer Ruhepause bin ich dann doch noch wieder in Tritt gekommen und war am Ende im ersten Drittel.

Der „Hauptspaß“ kommt noch, im Wohngebäude musste ich mich am Geländer hochziehen. Ein Muskelkater, so etwas hatte ich bis dahin noch nicht gekannt, war in meine Beine gefahren. Nach drei Tagen erst war er wieder verschwunden.

Ende Juni gab es dann eine Abschlussfeier mit einer Fete im Tivoli. Jetzt war ich „Funktast“. Ein Blitz auf dem Ärmel links wies mich als Matrose der Funklaufbahn aus.

Auf ein Neues. Seesack packen und mit Marschbefehl und Fahrschein für die Bahn ab zur Funkstation „Borkum Reede“.

Dieses Mal hatte ich es nicht weit. Bis Emden, umsteigen auf einen Motorkutter der mich dann nach Borkum brachte. Borkum Reede, das war am Süden der Insel. Hier legten die Boote die von Emden kamen an. Gleichzeitig war hier die F.T.-Station installiert. Hinter hohen Dünen lagen mehrere Baracken. Diese dienten zugleich als Funkbude, Lager und Unterkunft.

Verbunden mit dem Seebad, das an der Nordwestseite lag, war sie mit dem Dünenexpress. Eine Draisine zog auf einer Schmalspur ein paar Wagen hinter sich her. Viel los war in dem Ort nicht. Alle Fenster waren mit Brettern zugenagelt. Ein

paar Bars haften geöffnet und auch das eine oder andere große Haus hatte noch einige Besucher, aber auf der Promenade verliefen sich die Personen.

Ein Lichtspielhaus hatte zweimal in der Woche geöffnet und zeigte die neuesten Filme.

Auf der F.T.- Station hatte ein Obermaat sich unserer angenommen. Gleich mir waren noch andere Funkgasten, die der Weiterbildung harrten, auf dieser Station. Die Geräusche waren andere und wurden von Ebbe und Flut sowie dem dauernd wehenden Wind bestimmt. Das Geschrei der Möwen klang da hinein. Das traf mein Ohr besonders des Nachts, wenn ich einmal wach lag.

Der Dienst schloss an dem an, den ich in Aurich auf der Schule verlassen hatte. Jetzt wurde Routine geübt. In der Schulungsbaracke gab es ein Klassenzimmer für allen Zwecke.

Das Reeshören wurde einmal in der Woche durchgeführt. Gesendet wurde es von der Funkstation Wilhelmshaven- Senkwarden. Alle Funker, rund um die Deutsche Bucht von Sylt bis Borkum, mussten, wenn sie dann Freiwache hatten, daran teilnehmen. Dieses Reeshören kommt wahrscheinlich aus dem englischen (to rise- im Sinne von: sich steigern).

Die Tempis gingen bei 70 (Zeichen pro Minute) an und steigerten sich dann auf 80, 90, 100, 110, 120. Es gab dann Buchstabengruppen und Text jeweils drei Minuten lang. Fehler waren drei erlaubt. Ab Funkmeister war man von dieser Disziplin befreit.

Unser Obermaat, ich nenne ihn Lehrobermaat, hatte ein Faible für Geographie und Geschichte. „Ein Funker muss alles wissen“ war seine Devise. In Geographie konnte ich ziemlich mithalten.

Einmal fragte er „Wer war Rabindranath Tagorer?“
Keiner hatte eine Ahnung. Da habe ich mich gemeldet.
Ich antwortete, nach dem Anfangswort Rabbi sei es wohl ein jüdischer Lehrer.

Da kam ich bei ihm aber schlecht an. Was auf der Schule in Aurich gang und gäbe war, setzte sich hier fort: Raustreten aus der Bank und auf dem Gang zwanzig Mal Arm beugen und strecken (Pumpen).

Bei einer anderen Frage ging es darum den Hauptort von Samoa zu sagen. Wie aus der Pistole geschossen kam von mir die Antwort: „Apia“. Das wollte er nicht gelten lassen und sagte: „Sawaii“. Dann stellte sich beim Nachschlagen heraus dass ich Recht hatte. Wieder musste ich zwanzigmal „Pumpen“. Es geht doch nicht, dass der Funkgast mehr weiß als der Lehrobermaat.

So entspann sich ein kleiner Wettstreit zwischen uns. Ich hatte bei ihm ein Stein im Brett wie man so sagt.

Nach sechs Wochen, es war Mitte August, hieß es für mich wieder den Seesack packen: abkommandiert nach Nordholz, Zentralfunkstelle Deutsche Bucht, Leiter: Kapitän Mannhenke. Ihm unterstanden außerdem noch die Signalstelle Cuxhaven und die B- Dienststelle Altenwalde.

Ersteinmal hieß es Abschied nehmen von Borkum. Mit dem Versorgungsboot nach Emden. Dann wieder mit der Bahn über Oldenburg, Bremen, Wesermünde nach Nordholz. Gleich nebenan lag der Flugplatz Wursterheide.

Es war ein warmer Tag. Die Heide machte ihrem Namen alle Ehre. Der Flugplatz auf dem das „Pik As“- Jagdgeschwader gelegen hatte, war nach der Umgruppierung in Stille versunken.

Das Haus in dem die Funkstation untergebracht war lag an der Straße nach Cuxhaven. Ich meldete mich beim wachhabenden Funkmaat. Einen Laufzettel brauchte ich dieses mal nicht. Es war alles in einem Gebäude. Der Maat übergab die Aufsicht über den Funkraum einem Obergefreiten und ging mit mir in den Schlafrakt, wo die Funkgasten untergebracht waren. Hier stellte ich meinen Seesack ab.

Darauf wurden Spind und Koje inspiziert. Es war alles etwas großzügiger gehalten. Anschließend Waschraum, Essraum, Funkeinrichtung und die Gebäude in denen die Funkmaaten ihr Domizil haften besichtigt.

„Morgen früh ist um 7.00 Uhr Appell“, damit blieb ich mir selbst überlassen. Das heißt, allein war ich nicht, denn die Funker der Freiwache wollten doch sehen, was da für ein Neuer gekommen war. Man stand mir mit Rat und Tat zur Seite. Spind einräumen, Bett beziehen, nachdem ich vom Oberfunkmeister das Bettzeug in Empfang genommen hatte und für den Abend noch meine Fourage überreicht bekam.

Der Oberfunkmeister wohnte in einem Haus gegenüber der Funkstelle auf der anderen Straßenseite und hatte die Stelle der „Mutter der Kompanie“ inne. Er sorgte für alles was die Funkstelle betraf.

Hier wurde ich nun in den allgemeinen Funkdienst integriert. Am anderen Morgen wurde ich als Neuzugang dem Stellenpersonal vorgestellt.

Jeden Morgen wurde die Fahne vor dem Haus gehisst. Des Abends um 18.00 Uhr wieder eingeholt. Diese Prozedur wurde von zwei Mannschaftsdienstgraden durchgeführt. Ca. zwanzig Mann bevölkerten diese Dienststelle, vom Oberfunkmeister bis zum Funkgast. Ich war, wie auf Borkum, auch hier der jüngste.

Beim Kapitän melden hieß es am anderen Tag. Im „Allerheiligsten“ des Funkstellenleiters Deutsche Bucht, Herrn Kapitän Mannhenke meldete ich mich.

„Funkgast Schröder zur Stelle.“

„Stehen sie bequem.“

Darauf stellte er mir Fragen die mein Elternhaus, meinen Beruf betrafen, wie ich auf den Gedanken gekommen war als Funker zur Marine zu gehen, nach meinem Seesportfunkzeugnis und dergleichen mehr. Dann entließ er mich.

Abgesehen von den Aktivitäten in der Deutschen Bucht waren wir weit vom Kriegsgeschehen entfernt, in diesem Monat August 1941.

Gegenüber der Funkstelle, sie war übrigens mit einem Jägerzaun zur Straßenseite eingefriedigt, lag unter anderem ein Privathaus, in dem die Maaten und ein paar

Obergefreite wohnten. Man gelangte über eine hölzerne Brücke, die einen Graben überspannte dorthin. Diese Brücke hatte etwas mit unserem Freizeitverhalten zu tun. Es war uns zur Gewohnheit geworden des Abends, wenn wir unseren Klön machten, auf dem Geländer zu sitzen und dabei Land und Leute zu beobachten.

Jetzt kommt das tolle Stück weswegen ich die Brücke ins Spiel bringe. Um 18:00 Uhr wurde die Fahne gegenüber, vor dem Hauptgebäude, von zwei wachhabenden Funkern eingeholt. Jetzt hätte es sich gehört, beim Achtung und Niederholen der Fahne vom Geländer auf dem wir saßen herunterzusteigen, Haltung anzunehmen und die Fahne zu grüßen (Ehrenbezeugung). Statt dessen ging einer nach dem anderen ins Haus. Nachdem die Zeremonie beendet war, saßen plötzlich alle wieder auf ihren alten Plätzen. Da jeder mit der Zeremonie im Laufe der Woche befasst war, so dachten wir uns nichts weiter dabei. Das ging eine gewisse Zeit so weiter.

Eines Morgens beim Appell hielt uns der Kapitän eine Standpauke.

„Meine Herren! Also so geht das nicht. Es ist doch nicht zuviel verlangt beim Einholen der Fahne in Achtung zu stehen, wobei es doch höchstens nur drei Minuten in Anspruch nimmt.“

Im Stillen hatte er für unser Verhalten sicher Verständnis. Wenn er nicht von einem hundertprozentigen Parteigenossen angesprochen worden wäre, hätte das sicher so weiter gehen können.

Auf der Funkstelle Nordholz wurde ich unter anderem mit dem Verschlüsseln von Funkprüchen vertraut gemacht. Die „Enigma“, eine Verschlüsselungsmaschine, galt als nicht zu knacken.

Mein Ft- Hören und Geben vervollkommnete sich zusehends. Die Q- Gruppen mussten gelernt werden.

In der Freiwache machten wir unsere Landgänge durch die Wurster Heide bis zum Ort Spika, wo ein Kino betrieben wurde. Ansonsten war nichts los. Schöne Spätsommertage ließen mich die Zeit vergessen. Hin und wieder gab es Fliegeralarm.

Ich war ca. acht Wochen in Nordholz, es war im Oktober, da erhielt ich den Befehl mich Morgens beim Kapitän Mannhenke zu melden. Ich also rein zum Kapitän, die übliche Meldung gemacht: „Stehen sie bequem!“ In ganz zivilem Ton sprach er mit mir.

„Na, Funkgast Schröder, was halten sie davon, wenn ich sie nach Altenwalde zum B-Dienst versetze.“

„Herr Kapitän,“ antwortete ich „meiner Meinung nach sollte ich einmal zu den schwimmenden Verbänden kommen.“

„Ach“ sagte er, „mein lieber Junge, der Krieg dauert noch lange, gehe mal erst nach Altenwalde.“

Damit entließ er mich.

Am gleichen Tag packte ich erneut meinen Seesack. Ein tägliches Kurierfahrzeug brachte mich sodann zur B- Dienstfunkstelle, etwas näher an Cuxhaven heran. In der Nähe lag die Küstenfunkstelle „Elbe- Weser- Radio“, „D.A.W.“ (Dora Anton Willi)

Es war insofern keine große Umstellung, weil der Oberfunkmeister der in Nordholz die „Mutter“ war, auch auf dieser Funkstelle den Ablauf des militärischen Lebens bestimmte. Die übliche Prozedur des Kennenlernens und Einweisens wurde mir langsam zur Routine.

Auf dieser FT- Stelle konnte ich die „Gebetaste“ an den berühmten „Haken“ hängen. Hier kam es darauf an das Gehör noch mehr zu schärfen, galt es doch die englischen Funkwellen zu überwachen.

Die Hälfte der Leute waren alte „Debeg- Funker“ (Deutsche Berufsfunker Genossenschaft), also Funker auf Schiffen in Friedenszeiten. Sie waren als Obermaaten und Funkmeister bei der Kriegsmarine eingestellt. Mittlerweile konnte ich mir einen Winkel zu meinem Blitz auf die Ärmel nähern. Ich war jetzt Funkgefreiter. Mit den anderen Funkern hatte sich bald ein prima Verhältnis aufgebaut. An Freiwachen gingen wir in die Kneipen und machten einen auf Alt.

In Altenwalde gab es zu der Zeit drei Kneipen. „Mutter Elli“, „Heinsohn“ und „Schröder“. Da wurde dann geknobelt, Skat gespielt und erzählt.

Hinter der Gastwirtschaft „Schröder“ gab es eine hohe Sanddüne mit anschließender Heide. Hin und wieder wurde unsere „Kampfkraft“ hier geprüft. Damit die faulen Knochen nicht einrosten hieß es dann „auf den Sandberg Marsch Marsch“. Nach einer halben Stunde hatte der Oberfunkmeister keine Lust mehr und wir kehrten zum Glas Bier in die Wirtschaft ein.

„Da sprach der Scheich zum Emir: trinken wir eins und dann gehen wir,
da sprach der Emir zum Scheich: trinken wir noch eins und dann gehen wir gleich.“

Auf diesen Spruch hin hatte ich meinen Namen weg: „Scheich“, ein Osnabrücker.

Fortan, wenn vom „Scheich“ die Rede war, wusste jeder wer gemeint war. Sowie „Bommel“ Pirschek, ein Berliner, „Dabbelju“ Dahnke, ein Hamburger, „Emir“ Ernst Pflingsten aus Düsseldorf, Walter Dahn aus Dresden. Wir waren schon ein toller Verein „Stenze und Tätowierer“, „Jede Menge Barcelona“ und andere Sprüche wurden gedroschen.

Es war mittlerweile Dezember, der tägliche Dienstablauf war mir zur Routine geworden.

Auf dem Adcock- Peiler, dieser stand etwa 150 Meter von der Funkbaracke entfernt im freien Feld, hatte ich meine ersten Wachen mit einem FT- Maat geschoben. Es hatte sich herumgesprochen, dass ich ein ausgezeichnetes Gehör hatte. Es war gar nicht so einfach auf der Kurzwelle, wo mehrere Sender dicht nebeneinander lagen, den zu erfassenden herauszufiltern und die Morsezeichen zu Papier zu bringen.

Der Winter 1941/42 war ein geradezu extrem kalter und schneereicher. Die Funkstation, die etwa 200 Meter von der Straße nach Cuxhaven entfernt in einer Senke lag, war eines Morgens bis unterhalb der Dachtraufe im Schnee versunken.

„Alle Mann raus zum Schneeschieben!“

Erst einmal bis zur Straße freimachen damit der Personenverkehr gewährleistet wurde. Links und rechts des Weges türmten sich die Wehen zwei Meter hoch. Warm angezogen war es ein Spaß uns richtig loszuarbeiten. Unser Chef, der Kapitän, kam dann später und war des Lobes voll.

Zum Weihnachtsfest wurden Leute gesucht, die freiwillig Funkwache übernahmen. Jetzt und auch später bin ich am Heiligen Abend immer Funkwache gegangen. Dafür hatte ich dann am Sylvester Freiwache.

Die Wege von der Wohnbaracke zur Straße, zur Funkbaracke und zum Peiler mussten immer frei gehalten werden. Die Landschaft sah aus als seien Maulwürfe am Werk gewesen.

Eine herausragende Episode war der Sylvesterabend. Ernst, Walter, Willi und ich waren bei Heinsohn, die bereits erwähnte Gastwirtschaft, eingekehrt. Wir wollten einen draufmachen. Bei Grog und Bier fing der Abend gut an. Unterhaltung gab es genug. Die Mädchen aus dem Dorf und Umgebung waren auch vertreten. Soldaten einer Artillerieabteilung, die vorübergehend in Nordholz lagen, konnten es nicht lassen uns zu hänseln. Ein Feldwebel tat sich besonders hervor.

Im Jahr 1941/42 konnte man noch gut und gerne „einen in die Hacken“ bekommen, will sagen: es gab noch genügend Alkohol um sich zu betrinken.

Jedenfalls

In seinem Suff nannte er uns „nachgemachte Krieger“, „Bubikragenträger“ und so weiter. Wir verwahrten uns gegen diese Ausdrücke. Da wurde der Mensch noch erboster. Die anwesenden Artilleristen wollten ihn beruhigen, er aber zog eine Pistole und fuchtelte damit in der Gegend herum.

Wir verließen auf die Schnelle das Lokal und begaben uns zur Funkstelle. Unser Stellenleiter, ein Oberfähnrich, als er uns sah: „Na, habt ihr schon genug, dass ihr schon wieder hier seid?“

Es begann das Erzählen unseres Erlebnisses.

„Das geht ja nun nicht, wartet einen Moment ich komme mit und werde mir den Herren mal vorknöpfen.“

In der Gastwirtschaft Heinsohn ging es hoch her als wir mit dem Stellenleiter eintraten. Augenblicklich kehrte Ruhe ein. Der Feldwebel musste seine Pistole unserem Vorgesetzten aushändigen. Es gab noch ein hin und her von Fragen und Antworten, dann schloss unser Stellenleiter mit den Worten: „Sie können sich ihre Pistole beim Kapitän Mannhenke abholen, wenn sie wieder nüchtern sind.“

Sylvester haben wir dann in der Station weitergefeiert. Von unserer Marketenderware hatten wir noch Vorräte. Zu den Toilettenartikeln gab es auch immer eine Flasche Bols Likör. Damit begossen wir den Übergang ins Jahr 1942.

Mein Kumpel Ernst fragte am darauf folgenden Sonntag, wir hatten Freiwache: „Gehst du mit nach Cuxhaven ins Kino?“ Ich wollte.

Zuerst schauten wir uns die Elbe bei der „Alten Liebe“ an. So große Eisblöcke hatte ich bis dahin noch nicht zu Gesicht bekommen. Der ganze Strom war dicht. Es knackte und knarrte wenn sich die Eisschollen übereinander schoben. Um das Schauspiel noch länger zu genießen begaben wir uns ins „Pik As“, eine Tanzbar, zu erreichen über eine Brücke, die vom alten Deich in das zweite Obergeschoss eines Hauses führte. Hier spielte eine Tanzkapelle. Das Tanzen war allerdings verboten. Nachdem wir ein paar Bier getrunken hatten sind wir dann ins Kino gegangen.

Die nächste Zeit war mit Wachegehen (am Empfänger) ausgefüllt. Für mich war die „Mittelwache“, einfach ausgedrückt, unangenehm. Sie betraf die Zeit von Nachts um 01:00 bis 07:00 Uhr Morgens. Die Augen und Ohren mussten offen bleiben und das fiel schwer. So lange die Engländer Funkverkehr hatten war man angespannt, sobald längere Pausen eintraten fielen einem die Augen zu. Eine lange Zeit, die zwischen 04:00 und 06:00 Uhr

Damit keiner einschief ging der wachhabende Funkmaat von Zeit zu Zeit durch den Funkraum.

Wenn Schnellsendungen auf dem Magnetophonband aufgenommen waren, wurden diese am nächsten Morgen ins Reine übertragen. Da konnte man das Abhörtempo dann selbst bestimmen.

Auf der MPS (Marine Peil Stelle) Altenwalde waren in diesem Frühjahr 1942 keine außergewöhnlichen Ereignisse zu melden.

Meinen ersten Heimaturlaub hatte ich auch schon hinter mir. Mein Bruder Georg war zur motorisierten Infanterie eingezogen worden. Ferdinand war mit den Veterinären von Danzig nach Norwegen verlegt worden. Franz war noch auf dem OKD beschäftigt und hatte hier bei einem Luftangriff eine Verletzung erlitten, von der er ein steifes Bein nachbehält.

Der Laden zu Hause lief weiter, dank der Unverwüstlichkeit meiner Eltern. Mein Vater hatte einen Anhänger für das Fahrrad gebaut, mit dem er alle noch verfügbaren Produkte für das tägliche Leben herankarrte.

Mein Schwager, der bei den Fokke- Wulf- Werken in Bremen beschäftigt war, hatte eine Einberufung zur Flak bekommen. Seine Frau Agnes war nach einem Bombenangriff mit Sack und Pack und ihren Kindern wieder ins Elternhaus nach Eversburg gezogen. Sie unterstützte Mutter und Hanna im Haushalt.

Im April 1942 bekam ich Besuch von meinem Bruder Ferdinand auf der MPS. Wir hatten uns seit Weihnachten 1939 nicht mehr gesehen, für ein paar Stunden waren wir zusammen, ich hatte zum Glück gerade Freiwache.

Er erzählte seine Erlebnisse bei der Überfahrt von Dänemark nach Norwegen. Englische U- Boote hatten den Konvoi angegriffen und einige Dampfer versenkt. Er selbst war unversehrt.

Neuigkeiten gab es genug in der Familie. Die Zeit verrann im Fluge. Ich habe ihn dann zum Bahnhof gebracht. Wiedergesehen haben wir uns erst nach dem Kriege.

Eines Tages im April oder Mai 1942 machte die halbe Mannschaft einen Trip nach Hamburg. Einmal die Reeperbahn rauf und runter. „Jetzt gehen wir Hippodrom“ sagte der begleitende Funkmeister. Für mich alles wieder neue Aspekte. Der Eingang der Herbertstraße wurde natürlich auch besichtigt. Es wurde dort alles auf kleiner Flamme gekocht. Hamburg hatte zu der Zeit noch keinen Luftangriff im großen Stil erlebt.

Im Alsterpavillon spielte Bernhard Été mit seiner Band auf. Als Junge aus der Provinz liefen mir Augen und Ohren über.

Einmal bekamen wir in Altenwalde das „Fronttheater“ zu sehen. Eine von mehreren Truppen, die den Soldaten an allen Fronten das Leben „verschönern“ sollten. Künstler jeglicher Couleur waren vertreten. Artisten, Jongleure, Musiker und so weiter. Will Glahé mit seinen Rhythmikern machte die Musik.

Es war im Juni, etwa um den 10. herum, ich war in meiner Freiwache mit einem Kumpel nach Cuxhaven gefahren. Es war ein schöner Sonntag. Einmal bis zur „Alten Liebe“, dann ins „Pik As“ wo eine Kapelle spielte. Für einen Kinobesuch war es zu spät.

Auf dem Heimweg zur Funkstelle trafen wir Funker die auch in der Stadt aber dort im Kino gewesen waren. „Du, Scheich,“ sagte einer, „dein Name ist während der Vorstellung, bei einer Unterbrechung, genannt worden, du solltest sofort zur Funkstelle zurückkommen.“

Was das wohl zu bedeuten hatte?

In der MPS angekommen meldete ich mich sogleich beim wachhabenden Maat:

„Melde dich mal sofort beim Chef“

Ich rein: „Funkgefreiter Schröder meldet sich zur Stelle“

„Sie packen ihren Seesack, Reisepapiere sind schon fertig. Morgen früh fahren sie und melden sich beim OKM (Oberkommando der Marine) am Tirpitzufer in Berlin.“

Er wünschte mir noch alles Gute und sagte mir dann, dass ich zu einem Sonderkommando in Spanien versetzt wurde.

Von diesem „Verein“ trennte ich mich nicht so gerne. Was wollte man machen, es war Krieg. Ich verabschiedete mich am anderen Morgen von meinen Kumpels, schulterte meinen Seesack und los ging es. - Auf ein Neues

Mit dem Bus nach Cuxhaven Bahnhof, schon war ich wieder auf der Schiene, Richtung Hamburg. Zu der Zeit waren viele Soldaten unterwegs. In jedem Zug war Feldgendarmarie im Einsatz. Jeder Fahrgast musste sich exakt ausweisen können. Eine Doppelstreife ließ sich die Fahrausweise zeigen.

Mit dem Stahlhelm auf dem Kopf und Pistole am Gürtel, dazu noch ein silbrig glänzendes Schild an einer Kette um den Hals gehängt, machten sie einen martialischen Eindruck (im Volksmund auch „Kettenhunde“ genannt).

In Hamburg Hauptbahnhof musste ich umsteigen in einen D- Zug nach Berlin. Der Juni hatte schöne Tage und die mecklenburgische Landschaft prangte im Frühlingsgrün. Vom Zug aus konnte man schon die großen Funkmasten in Nauen

sehen. Jetzt war Berlin nicht mehr weit. Spandau, Lehrter Bahnhof, Endstation, alles aussteigen. - Ich war in der Reichshauptstadt.

Berlin

Seit meiner Kinderzeit, als mein Bruder Georg, zur Fortbildung im Schneiderhandwerk in Berlin weilte und danach Bücher und Modezeitschriften von dort mit nach Hause gebracht hatte, war ich ein Bewunderer dieser Stadt. Jetzt war ich da. Jetzt musste die Wirklichkeit halten was ich mir in meiner Fantasie ausgemalt hatte.

Mit meinen Klamotten stand ich im Bahnhof und musste mich erst einmal durchfragen. Ein Bahnangestellter auf meine Frage: „Wie komme ich zum Tirpitzufer?“

„Da nehmen sie zuerst den Bus, steigen in die U- Bahn bis zum Nollendorfplatz, die letzte Strecke legen sie am besten zu Fuß zurück.“

„Vielen Dank“, und los.

An der Bushaltestelle war ich dann sehr geschockt. Zum ersten Male sah ich einen Menschen, der an seinem Anzug einen gelben Stern trug, mit dem Wort „Jude“. Ich konnte meine Gefühle nicht einordnen. Der Bus der nun kam enthob mich weiteren Nachdenkens. Ich musste jetzt zusehen wie ich meinen Seesack und meinen Koffer richtig platzierte.

Mit den von mir bis dahin noch nie benutzten Verkehrsmitteln U- Bahn und S- Bahn gelangte ich zur U- Bahn Station Kurfürstenstraße, die mir ein wenig näher zu meinem Ziel erschien. Die Strecke zum Tirpitzufer 80 war für einen durchtrainierten Funkgefreiten wie mich jetzt kein Problem mehr.

Die Ufer am Landwehrkanal machten in ihrem Frühjahrschmuck den Eindruck einer Idylle, entnommen einem Badekatalog. Die hohen herrschaftlichen Hausfronten erdrückten mich fast wenn ich dieses nicht alles schon in den Katalogen und Büchern meines Bruders Georg gesehen und in mich aufgenommen hätte.

Tirpitzufer 80

Ein Kommen und Gehen von hochrangigen Offizieren jeglicher Couleur. Am Eingang meldete ich mich beim Wachoffizier. Nachdem er ein Telefonat geführt hatte dauerte es nur einen kurzen Augenblick als auch schon ein Funkmaat sich meiner annahm und mit mir von der Abteilung Heer zur Abteilung Marine ging.

Dies war jetzt der Bereich SKL Chef MND III (Seekriegsleitung Marinenachrichtendienst Funkaufklärung), Kapitän Kupfer. Ich bekam einen Laufzettel, der seinem Namen alle Ehre machte. Ein Herr in Zivil, er mochte Mitte Vierzig sein, ging mit mir innerhalb der Dienststelle, die für meine Angelegenheit zuständig war, die einzelnen Anlaufstellen ab und erledigte mit mir die Anmeldungen.

Im Bereich der Entschlüsselungsabteilung musste ich vor dem Entree auf ihn warten. Da gab es für mich kein weiter mehr. Es war dort Betrieb wie im alten Rom.

Die ganze Atmosphäre in diesem Haus wird von Herbert Rittlinger in seinem Buch „Geheimdienst m.b.H.“ auf Seite 47 treffend beschrieben.

Tirpitzufer 80

„Dort gingen Generäle und Admiräle ein und aus. Ein schlichter Gefreiter fiel da nicht weiter auf. Übersah er einmal, ihn ohne Ehrenbezeugung passieren lassend einen Admiral oder General, hatte er keine Weiterungen zu befürchten. Hatte der Gemeine die Hand gar zum Hitlergruß erhoben (was, sofern der Ehrenbezeugende barhäuptig, bereits dienstliche Vorschrift war), hätte er nur allgemeine Verwunderung hervorgerufen.“

In einigen Berichten und Prosaerzählungen welche sich mit dieser Zeit befassen, ist mir mehr als einmal das Tirpitzufer 80 begegnet. Immer im Zusammenhang mit Agenten, Gegenspionage, Abwehr, Aufklärung und so weiter.

Mit meinem Laufzettel fuhr ich nach Neukölln. In der Boddinstraße war die Kleiderkammer untergebracht. Hier ließ ich meinen Seesack stehen. Zum Essen und Schlafen ging es raus nach Langwitz. Meine neuen Papiere bekam ich in der Bissingzeile, Schöneberg. Bei dieser Aktion wurde ich wieder von dem (Welt-) Mann in Zivil begleitet.

Bis dahin war ich noch in meiner Marineuniform unterwegs. Nun stellte er mir die Frage:

„Wollen sie sich einen Zivilanzug von zu Hause holen oder einen aus der Kleiderkammer?“ Ich natürlich: „Ich hole meinen eigenen.“

Mal eben einen Urlaubsschein für drei Tage ausstellen lassen und dann ab Bahnhof Zoo Richtung Heimat.

Meine Eltern und Schwestern fielen aus allen Wolken, als ich in der Haustüre stand. Als ich dann noch sagte: „Ich will mir meinen Anzug holen, ganz geheim“, da wussten sie nicht mehr was sie sagen sollten.

Wieder in Berlin hatte ich noch zwei Tage Zeit, um alles zusammen zu stellen, was ich mitnehmen musste. Endlich war es soweit. Schnell noch ein Passbild gemacht. Photomaton, das Bild war auch danach.

In letzter Minute musste mein „Einweiser“ noch zum Auswärtigen Amt, um den Kurierausweis abzuholen. Dann brachte er mich mit meinem Gepäck, drei Koffer, ein Sender, zum Anhalter Bahnhof.

Durch die hohe Eingangshalle mit den Aufgangstrepfen, Marmorsäulen trugen die Deckenkonstruktion. Es war ein imposanter Anblick. Wir betraten den Perron, es war eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges. Er war mir behilflich, meine Koffer im Kurierabteil erster Klasse unterzubringen, überreichte mir dann meinen Pass und Kurierausweis, unterschrieben vom Reichsaußenminister von Ribbentrop, wünschte mir eine gute Fahrt und ich konnte es mir bequem machen nachdem er gegangen war.

In meinem Reisefieber hatte ich bis dahin keine Notiz von einem Mitreisenden genommen, der am Fenster in der Ecke saß und an seiner Pfeife rauchte. Jetzt, wo ich zur Ruhe kam und mein Begleiter sich verabschiedet hatte, stellte ich mich ihm vor. Er hatte schon alles mitbekommen, stellte sich seinerseits vor und zeigte mir seinen Kurierausweis, worauf ich mich ebenfalls auswies.

Hier muss ich einfügen, dass die Kurierabteile in der ersten Klasse lagen und nur mit einem gültigen Kurierausweis betreten werden durften. Auf jeden Fall war es so, dass der Herr auf mich den Eindruck eines weitgereisten Globetrotters machte. Er machte mir den Vorschlag:

„Sollten noch andere Herren dieses Abteil benutzen wollen, dann überlassen sie mir bitte die Gesprächsführung.“- Was ich gerne tat.

Bis zur Abfahrt des Zuges kamen dann auch noch einige Herren mit roten Biesen an den Hosen (Generalstäbler), ein Herr in Admiralsuniform. Alle mussten erst einmal ihren Kurierausweis vorzeigen. Was ohne weiteres geschah. Ein Platz war noch frei als der Zug dann anfuhr.

Ein Herr aus der Heeresverwaltung hätte gern diesen Platz für sich beansprucht. Da er jedoch keinen Kurierausweis besaß, wurde ihm dieser verwehrt. Es war 17:00 Uhr, Fliegeralarm hatte es, Gott sei Dank, nicht gegeben. Die Sonne stand noch im Westen am Himmel.

Na denn mal los!

Meine Gedanken kreisten um den aus meiner Sicht tollen Umstand:

„Wenn ihr wüsstet, dass da ein Gefreiter der Funklaufbahn mit einem Kurierausweis vom Auswärtigen Amt sitzt.“

Wer weiß das schon und außerdem, wer sieht wem in Zivil schon seine Aufgaben an.

So fuhr ich nun Mitte Juni 1942 ab Anhalter Bahnhof Berlin mit dem D- Zug im Kurierabteil I. Klasse über Frankfurt, Saarbrücken, Metz nach Paris, „Gare Du Nord“. Bis Saarbrücken hatte der Zug mindesten eineinhalb Stunden Verspätung. Ab hier war französisches Zugpersonal verantwortlich. Bis Paris war eine Stunde wieder aufgeholt.

Hier am „Gare Du Nord“ verabschiedeten sich alle Mitreisende und wünschten mir eine gute Weiterreise. Ich konnte nicht aussteigen, da ich meine Koffer beaufsichtigen musste. Ich ließ mir eine Erfrischung bringen und harrete der Dinge, die da kamen.

Allein im Abteil, es war Mittagszeit, nahm ich dann den Imbiss zu mir. Der Zug wurde zwischenzeitlich rangiert. Danach fuhr er außen um Paris herum bis zum südlich der Innenstadt gelegenen „Gare de l'Austerlitz“. hier sollte nun der Zug um 17:00 Uhr abfahren. Eine Neuerung gab es jetzt. Der Zug wurde von einer Elektrolok gezogen. Die Oberleitung begleitete die Strecke von Paris bis Handaye.

Das erste Mal in meinem Leben kam mir der Verdacht, dass nicht alles was ich bis dahin gelernt und für bare Münze genommen hatte auch der Wirklichkeit entsprechen musste.

Der Zivil gekleidete Mann, der bereits von Berlin bis Paris mit mir zusammen im Kurierabteil gegessen hatte, war wieder zugestiegen, ebenfalls ein Stabsoffizier. Neu war ein Oberleutnant der Flak.

„Ich nahm an, dass sie bis Paris fahren würden?“ wurde ich gefragt. „Meine Order lautet Bordeaux,“ antwortete ich.

„Bis dahin fahre ich auch,“ sagte der Oberleutnant.

Nachdem ein jeder es sich für die Reise bequem gemacht hatte, war mittlerweile der Uhrzeiger auf 17:00 Uhr vorgerückt. Der Zug war voll besetzt. Der Bahnhofschef gab das Zeichen zur Abfahrt.

Jetzt kam der Augenblick, wo ich alle meine Meinungen, dass die Deutschen überall vorneweg seien, revidieren musste. Ohne Ruck setzte sich der Zug in Bewegung und ohne Übergang hatte er in kürzester Zeit seine Reisegeschwindigkeit erreicht. Dieses Fahrgefühl war es dann auch, das mir die Gedanken kommen ließ „armes Deutschland“. Das war ein Dahingleiten wie auf leisen Sohlen.

Mit Unterhaltung, Rauchen, Eindrücke sammeln, ließen wir Orleans, Tours, Poitiers, Angoulême hinter uns und kamen Bordeaux näher.

„Dann wollen wir uns langsam klarmachen zum Aussteigen,“ sagte der Oberleutnant. Der Zivilist schaute mich nur an und wartete auf meine Reaktion. Prompt kam die auch von mir. Ich sagte:

„Ach, ich fahre noch ein paar Stationen weiter, bis Bayonne.“

Da lachten alle noch im Kurierabteil verbliebenen. Der Oberleutnant sagte noch:

„Und so hangeln sie sich von Station zu Station.“

Ich konnte ihm nicht widersprechen.

Die letzten im Abteil waren jetzt wir zwei Zivilisten. Mein Gegenüber stieg dann tatsächlich in Bayonne aus und wünschte mir noch eine gute Fahrt. Mittlerweile war der neue Tag angebrochen.

Biarritz, viel darüber gelesen und jetzt da. Badeort der Millionäre, doch auch dieser flog vorbei, die Grenzstation Handaye kam näher. Es war wohl so um 11:00 Uhr morgens, Endstation des Zuges.

Jetzt musste ich zusehen, dass ich mit meinen Koffern in die Zollabfertigung kam. Auf einem langen Tisch hatten die Reisenden ihr Gepäck zu platzieren. Ich stand am Ende der Reihe. Ich dachte so bei mir: „irgendwie soll es wohl weitergehen“

Ein Herr der in den Abfertigungsraum kam ging dicht an mir vorbei und sagte: „Herr Schröder?“ ging dann aber gleich wieder durch die Tür nach draußen. Ich mein Gepäck nehmen und ihm folgen war eins. In Berlin hatte man mir den Grenzübergang in etwa so beschrieben.

Vor dem Gebäude stand ein Wagen mit Fahrer. Der Herr, ein Hauptmann des Heeres in Zivil begrüßte mich. Sein Deckname war Señor Fuente. Er half mir die Koffer im Wagen unterzubringen, dann stiegen wir ein und fuhren zur Grenzstation: „Handaye Brücke“. Hier und auch auf spanischer Seite erledigte Herr „Fuente“ für mich alle Formalitäten.

Ich überließ mich ganz seiner Führung. In einem Haus in der Nähe von San Sebastian konnte ich mich von den Reises Strapazen erholen. Die Koffer wurden mir abgenommen. Die Franc, die ich noch in meinem Besitz hatte, wurden in Peseten umgetauscht, außerdem bekam ich noch einen Betrag ausgehändigt, der auf mein monatliches Salär angerechnet wurde.

Zum Mittagessen lud mich Herr „Fuente“ ins Restaurant „Munic“ ein. Der Sohn des Hauses sprach ein gutes Deutsch, ansonsten wäre ich wohl auf verlorenem Posten gewesen, denn Herr „Fuente“ musste gleich wieder los.

Der Sohn des Hoteliers, ich nenne ihn der Einfachheit halber „Pedro“, hatte für mich ein Menü zusammengestellt, er nahm wohl an, ich sei am verhungern. Mit den vielen Gängen und Bestecken war ich völlig zugedeckt. Hier in San Sebastian war alles auf Friedenszeit ausgerichtet. Na ja, ich bin gut satt geworden, wenn auch nicht nach den Gepflogenheiten der „Haute Cuisine“.

Nach dem Essen habe ich mir die Stadt und die Strandpromenade (La Concha) angesehen. Die Atmosphäre war wie in Friedenszeiten, war doch der spanische Bürgerkrieg erst drei Jahre vorbei. In dem Badeort San Sebastian hatte er nicht stattgefunden. Jedenfalls nicht äußerlich sichtbar. Die Fülle in den Geschäftsauslagen blendete mich. War ich einem solchen Angebot an Bekleidung, und aller Art von Früchten, Gemüse und Seetieren bis dahin nie begegnet.

In den frühen Abendstunden begab ich mich in die Villa des Herrn „Fuente“, wo alles für meine Weiterreise nach Madrid klar gemacht wurde.

Es wurde wieder eine Nachtfahrt.

„Sie müssen alles vergessen, was sie bisher gelernt haben“ sagte er, „in Spanien ist alles anders.“

In einem Schlafwagenabteil erster Klasse wurde ich nun mit etlichem Gepäck untergebracht. Es war Abend als der „Tren del Norte“ San Sebastian verließ. Die Tageshitze ließ erst langsam nach. Die Ausläufer der Pyrenäen begleiteten uns noch eine Weile.

Der nächste Halt war in Vitoria. Dann ging es weiter über Miranda nach Burgos. Das Tageslicht war jetzt der Nacht gewichen. Ich machte mich zum Schlafen fertig. Der Schlafwagenschaffner hatte das Bett bereits aufgedeckt und mir eine gute Nacht gewünscht.

Erst konnte ich noch gar nicht so recht einschlafen, dann aber bin ich doch plötzlich in „Morpheus Arme“ gesunken. Es war um fünf Uhr in der Früh, als ich erwachte. Der Zug fuhr durch die Sierra Guadarrama.

Wenn es bis Burgos noch Wälder und grüne Terrassen gab, so war die Farbe Grün aus der Landschaft verschwunden. Braun, Gelb und Grau waren jetzt vorherrschend. Die Hochebene von Kastilien, die der Zug jetzt durchheulte, wurde am frühen Morgen schon von einer rot glühenden Sonne beschienen. Ohne Übergang wurde es sehr warm. Jetzt bekam der Satz des Herrn „Fuente“, „in Spanien ist alles anders“ bereits seine Bedeutung. Die Landschaft hatte das Aussehen einer mir bis dahin unbekannt hellen, lichtdurchfluteten Einöde. Eine Mensch und Tier durch Trockenheit und Hitze feindlich gegenüberstehende Hochebene bot sich meinen

Augen. Ich konnte kaum glauben, dass es hier Städte gab, in denen Leute wohnen. -
Und doch!

Langsam wichen die Spitzen der Sierra Guadarrama zurück, die bis zu 2500 Metern in den blauen kastilischen Himmel ragten und machten dem Weichbild der Hauptstadt Madrid Platz. Meine Morgentoilette hatte ich bereits hinter mir und ich harrete der Dinge, die da auf mich zukamen.

Kein Wort der spanischen Sprache mächtig

„Madrid, Estacion del Norte.“ Hier endete meine Reise von Berlin kommend, zwei Tage Eisenbahnfahrt.